

(Nachdruck verboten.)

Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

III.

Melchior überschritt leichtfüßig und schnell die Dichtung. Nahe dem zur Kirche führenden Fußpfad stellte er sich hinter den gegabelten Stamm einer Steineiche, der ihn verbarg und ihm doch ermöglichte, alles vor ihm zu sehen.

Ein großes Feuer erhellte den Platz, und fast alle Novianten waren um dasselbe versammelt. Ein kleiner, schwarzer Hund mit glänzendem Messinghalsband bellte Melchior an und machte Miene, auf ihn loszuspringen. Er kehrte sich zu ihm, sagte ganz leise: „Warte, Du Schuft!“ und hob die Hand gegen ihn auf. Der Hund machte sich fort und eine näselnde Stimme rief: „Hierher, Leo!“

Niemand hatte den Laischer bemerkt. Er aber über sah aus seinem Versteck ein phantastisches Bild, das sich in roten Lichtern und Halbschatten von dem nachtschwarzen Hintergrunde abhob. Aus dem mächtigen Feuer von knisternden Stämmen und Ästen, deren Laub noch nicht verbrannt war, sondern in seltsamen Formen glühte, schlugen die Flammen hoch auf und warfen leuchtende Streiflichter über die unteren Partien der umstehenden Bäume und die Gestalten, welche sich auf dem Boden, den Steinen oder an die Stämme gelehnt, gruppiert hatten.

Der Wald glich einem phantastischen, von gewundenen Säulen getragenen, mächtigen Bau. Lange Schatten werfend, sprangen in dem roten Lichtkreis einige Knaben umher, die mit Stöcken und Zweigen das Feuer schürten.

Melchior erkannte den Kleinen, der Seufzreden gefangen hatte und jetzt mit einem besaubten Aste lustig am Feuer hantierte. Fröhliches Lachen, Rufen und Singen verlor sich mit dem Flammenschein im dunklen Hintergrund des Waldes.

Von dem seltsamen Schauspiel angezogen, dessen bunte Fröhlichkeit ihm gefiel, wurde Melchior anfänglich von seinem Zwecke abgelenkt. Ein leichter Wind, der rauschend durch die Bäume fuhr, traf seinen Rücken, während die Glut ihm ins Gesicht schien.

Mehrere Damen, mit seidenen Tüchern oder Shawls um den Kopf, saßen auf einem umgestürzten Baumstamme; die eine schlummerte nickend, eine andere träumte kokett vor sich hin. Auf dem Rasen und auf Steinen saßen einige Bäuerinnen mit Kindern auf dem Schoße; die Männer lagen zum Teil auf dem Boden ausgestreckt. Einige Buben hockten mit herabhängenden bloßen Beinen auf den nächsten Zweigen oder Gabelungen der Bäume. Beim Feuer stehend, stimmte ein junger Mann seine Flöte und schien alles andere umher vergessen zu haben.

Melchior horchte aufmerksam auf die Flötentöne und folgte mit den Augen den Bewegungen der roten Hände des Spielers. Er empfand Geringschätzung und zornigen Mergel, da er der am Nachmittag gehörten fernen Melodien gedachte und der Anwandlung von Eifersucht, welche diese ihm verursachte. War das derselbe Flötenbläser? Dieser kleine, magere, junge Mensch mit den dünnen, schwarzen Haaren und großen, roten Ohren, mit dem spärlichen, stacheligen Wärtchen am Kinn? Der mit seinen lächerlich aufgepusteten Backen hatte ihm für den ganzen Abend das Herz vergiften können?

Plötzlich aber verließ ihn die Neugier, welche das nächtliche Bild in ihm erregt hatte: Wo ist Paska? stöhnte sein Herz. Seine Augen flammten auf und wanderten von der einen der am Boden sitzenden Bäuerinnen zur anderen, bis zu den schwach beleuchteten Gestalten hinauf, die still auf den an der Kirchenmauer stehenden Bänken saßen.

Paska war nicht zu sehen! Das erleichterte ihn, doch er rührte sich nicht.

„Eisio! Leo!“ rief die näselnde Stimme, die vorhin den Hund angerufen hatte, „höre jetzt einmal auf mit dem Zweige und wirf ihn ins Feuer!“

Der Knabe suchte aber weiter mit dem Zweige und der Hund umsprang ihn bellend.

„Welch ein Rauch!“ klagte eine junge Dame.

„Eisio! Leo!“ Die näselnde Stimme wurde so drohend, daß der Hund mit eingeknicktem Schwanz fortschlich und der Knabe innehielt.

Nach die Schläferin war aufgewacht und sagte:

„Eisio, wirf den Zweig ins Feuer!“

Der Knabe gehorchte widerwillig. Die Flamme schlug höher auf, zischte und sprühte.

Und Paska war nicht zu sehen! Sollte sie auch heute abend wieder nach Nuoro hinabgegangen sein?

Melchior fing an, sich zu langweilen und fühlte eine gewisse Verachtung für alle die Leute, die ihre Zeit so töricht verbrachten. Durch Paskas Abwesenheit beruhigt, war er im Begriffe, fortzugehen, als die Szene sich auf einmal änderte. Eine junge Dame hatte ein Taschentuch fest zusammengewickelt und es plötzlich einem jungen Manne ins Gesicht geworfen, indem sie ihm zurief: „Ein Schiff ist angekommen, beladen mit . . .“

Der junge Mann stand in sich versunken da und rauchte aus einer Tonpfeife; als das weiche Geschöpf ihn traf, fuhr er zusammen und erweckte dadurch großes Gelächter. Doch er hatte die Geistesgegenwart, das Tuch auf den Hals der jungen Träumerin zu werfen und zu antworten:

„Mit Unverschämten! Ein Schiff ist angekommen, beladen mit . . .“

Die Träumerin zuckte zusammen, fing das Tuch auf, wußte aber nicht gleich zu antworten. Doch das beliebte Spiel hatte angefangen und das Tuch flog hin und her, bald Lachen, bald Mergel verursachend.

Alle nahmen daran teil, nur einige Männer standen beisammen und sprachen über Politik.

Da flog das Tuch auf den Mann mit der näselnden Stimme zu; er fing es auf, rief aber: „Unmöglich! Ich bin außer Spiel.“

„Ein Pfand! Ein Pfand!“

„Crispi? Nun, ich hätte ihn damals am Ruder gelassen . . .“

Crispi? dachte Melchior, das war ja der, der die Steuern erhöht hat! Nun, heute oder morgen wird schon ein Sardo nach Rom gehen und ihn mit der Sense niederhauen.

„Ein Pfand! Geben Sie mir den kleinen Ring da!“

„Ach! dürfte ich ihn Ihnen eines Tages vor dem Altar reichen,“ sagte der junge Flötenspieler galant, streifte mit zwei Fingern den aus einem gebogenen Hufnagel bestehenden Republikanerring ab und legte ihn in die rosigte Hand, die sich ihm entgegenstreckte.

„Paska!“ ertönte es plötzlich. „Ein Schiff, beladen mit Paskas. Viva Paska, Viva!“

Melchior kehrte sich von der Politik weg und erhob die brennenden Augen. Paska war wirklich erschienen und stand vor dem Feuer, klein und zierlich; die weißen Hemdärmel waren aufgerollt und die Pispel des schwarzen Kopftuches zurückgeschlagen; sie suchte mit den Augen einen Platz zum Sitzen.

„Komm' her, komm' doch her, mein Lämmchen,“ lud der Flötenspieler ein. „Komm' und setz Dich an meine Seite.“

„Das Messer an Ihre Seite!“ antwortete sie; doch ihre Stimme war so sanft, ihr Lachen so fröhlich, daß Melchior einen Stich im Herzen fühlte und die Faust an die Lippen führte, als ob er beißen möchte. Er dachte:

„Was hält mich noch, was hält mich, Du Fraß, Du verdammte Seele! Hast Honig im Munde und eine Schlange im Herzen!“

Sie schaute rings umher, lässig und gefällig, wohl wissend, daß sie betrachtet und bewundert wurde — wenn auch nicht gerade mit Hochachtung.

Das nach Damenart von der elfenbeinweißen Stirn zurückgefämmte, glänzend braune Haar schimmerte in rotgoldenen Lichtern, auf dem kunstvoll gefädelten Hemd spielten bläuliche Schatten.

Als sie ihren Platz gewählt hatte, überschritt sie lech und leicht wie eine junge Gazelle den ganzen von der Flamme hell beleuchteten Raum und schwang sich, recht zur Schau, geschmeidig auf einen vorragenden Felsen. Von da aus beherrschte sie mit ihren langbewimperten, strahlenden, braunen Augen die ganze Szene. Man warf ihr sogleich das Tuch zu

und einer der jungen Herren legte sich zu ihren Füßen hin und fing an, sie mit einem Stöckchen zu netzen.

„Seien Sie ruhig,“ sagte sie zu ihm, ihre Röcke zusammenfassend. Und sie warf ihm das Tuch aufs Gesicht.

„Ein Pfand!“ schrie es aber von allen Seiten.

„Ich spiele nicht! Nicht wahr, Herr, ich spiele nicht?“ rief Paska.

„Nein, Du machst ernst,“ antwortete die näselnde Stimme.

„Das ist ihr Herr!“ sagte Meldior bei sich und begriff sofort, weshalb der Heuschrecken fangende Knabe, der Hund und die näselnde Stimme ihm instinktive Abneigung eingestößt hatten.

„Nein, sie spielt nicht, sie macht wirklich ernst!“ wiederholte er bitter.

Meldior verlor bereits seine Ueberlegung; die Ohren sausten und brannten ihm, als ob die Feuerflamme in seinem Kopfe züngle.

„Wo ist der Falke?“ frug Effio, sich an Paska klammernd und ihr ins Gesicht blickend.

„Ich weiß es nicht; geh' und suche ihn,“ antwortete sie ihm dreist; doch sie hielt ihn bei sich zurück, um sich gegen die Wurfgeschosse zu decken, welche die jungen Herrchen ihr zusandten.

Das Spiel ging weiter. Als so ziemlich alle, sie einbegriffen, ein Pfand gegeben hatten, traten die zusammen, welche die Strafen bestimmen sollten, und auf Vorschlag des Flötenspielers sollte auch Paska dazu gehören.

„Ich fühle mich ganz wohl hier und rühre mich nicht,“ sagte sie. „Wenn sie etwas von mir wollen, so mögen sie herkommen.“

Da sie abseits saß, waren die anderen genötigt, zu ihr zu kommen und umgaben sie ganz dicht.

Sie lachte. Meldior sah, wie die Bäuerinnen die Köpfe zusammensteckten und miteinander flüsterten; sie staunten wohl über des Mädchens Dreistigkeit. Er bebte vor Unwillen und presste die Häuste so fest, daß ihm die Nägel ins Fleisch drangen.

Man warf alle Pfänder in Paskas Schoß.

„Wem gehört dieses Pfand?“ fragte sie und hielt ein weißes Taschentuch mit roter Schiffr empör.

„Mir,“ antwortete eine leise Stimme.

„Wollen Sie es wieder haben?“

„Wenn es doch mein ist!“

„Dann geben Sie meinem Herrn einen Kuß.“

„Das magst Du tun!“

„Bravo, bravo!“ riefen mehrere Stimmen und alle lachten ausgelassen.

„Ja, freilich, sehr brav!“ dachte auch Meldior und sein Jorn wuchs.

„Wenn man es mir aufgibt, so tue ich es!“ entgegnete Paska fed.

„Aber tut es doch alle!“ rief die näselnde Stimme. „Sehr gut könnt Ihr das tun.“

„Als Strafe!“ erwiderte der Flötist.

„Allzu geistreich! Zimmer weiter!“ rief eine Dame, ärgerlich darüber, daß man einer Dienerin so viel Aufmerksamkeit schenkte. „Wir wollen doch den Anstand wahren!“

„Machen Sie den Anfang!“

(Fortsetzung folgt.)

Dagland.

Deutsches Theater.

Auch dieses Werk des greisen, noch immer schaffensfrohen norwegischen Volksmannes und Dichters, der die Schwelle der Siebenzig überschritten, hat, wie alle seine letzten Bühnenschöpfungen bei vielen Feinheiten im einzelnen doch so viel Fremdes, Seltsam-Billürliches, daß eine lebendig-forttreibende Wirkung sich nicht erzeugen kann. Die ersten beiden Akte, anziehend in der Charakteristik der Frauengestalten, aber allzu gesprächig, allzu arm an eigentlich dramatischer Bewegung, wurden abwartend aufgenommen. Dem dritten Akte folgte stürmischer Applaus, der aber anscheinend nicht sowohl dem wesentlichen Inhalt der lange vorbereiteten Auseinandersetzung des alten Dag mit seinen Kindern, sondern dem äußerlichen Theateresset einer unvertretenen, melodramatischen Schlußwendung galt. Der letzte Akt enttäuschte offenkundig. In den schwachen Beifall mischte sich energisches Pöbeln. Und bei aller Sympathie für den humanitären hoffnungsgläubigen Optimismus des Dichters, der auch in diesem Stücke sich dokumentiert, wird man die Ablehnung nicht ungerecht nennen dürfen.

Es ist ja denkbar, daß der Konflikt zwischen dem alten Dag und seinem Sohne Stener, der auf dem angestammten Herrensitze die Wasserkräfte nutzbar machen und große Fabriken anlegen will, irgendwie auf norwegische Verhältnisse hinweisen und so für Björnsons Landsleute eine allgemeine Bedeutung haben kann. Vielleicht hat dort die industrielle Entwicklung noch gegen konservativ-agrarische Traditionen, die dem Vordringen großer kapitalistisch-organisierter Betriebe auf das Land ernsthaften Widerstand entgegensetzen, anzukämpfen? In Deutschland ist das nicht der Fall; hier fehlt daher dem Björnsonschen Konflikt schlechthin jede noch so entfernte Beziehung zu einem sozialen Hintergrund. Es wird in dem Stück so viel von dem Gegensatz der Jungen und Alten gesprochen; immer wieder wird man aufmerksam gemacht, daß man die Vorgänge im Lichte dieses allgemeinen Gegensatzes betrachten und deuten solle, — aber die schrullenhafte Absonderlichkeit des Staues, der hier der jungen Generation gegenüber das Alter, die Vergangenheit repräsentieren soll, läßt von vornherein keine tiefere Anteilnahme aufkommen. Dag senior hat die fixe Idee, daß sein Grund und Boden wie zur Zeit der Väter frei bleiben soll von „allem Aufruhr und Unheil der Fabrikerlichkeit“. Die Maschinen will er sich gefallen lassen — wie er denn überhaupt das Geld sehr wohl zu schätzen weiß — aber nicht die zugehörigen Arbeiter. Soweit geht die Marotte, daß er, nur damit auch nach seinem Tode der Boden rein bleibe, den Sohn vom Erb-gange ausschließen will. Der Kampf der Jugend mit dem Alter, der neuen mit der alten Generation erscheint in diesem Drama vor allem als ein Kampf zwischen Steners industrieller Unternehmungslust und dem zufälligen, verbissenen Eigensinne des Alten. Dieser an sich nicht im geringsten interessierende, gar nicht im charakteristischen sozialen Gegensatz begründete Streit um Dagland soll uns als eine Art Symbol erscheinen des Kampfes, den ein mit neuen Idealen erfülltes Geschlecht wider den Machtbesitz höher, veralteter Traditionen führt. Aber Idee und Form der Handlung decken sich nicht; hier liegt ein Widerspruch, der auch, wenn Björnson die Gestalt des Alten psychologisch mehr vertieft hätte, die Wirkungskraft des Stückes lähmen müßte. Was kimmert uns, ob der jüngere Dag, der als Ingenieur im Auslande große Reichtümer erworben, gerade an den Wasserfällen des väterlichen Gutes und nicht lieber anderswo die neuen Erfindungen ausprobieren wird?

Daß Stener schließlich seinen Willen durchsetzt, verdankt er bei Björnson nicht sich selbst, sondern der Schwester Magna. Das Mädchen, die interessanteste Figur des Stückes in ihrer herben selbstbewußten Kraft an manche weibliche Gestalten Jöhens gemahnend, hat gleich dem Bruder die väterliche Tyrannei nicht ertragen können. Müdig, ungeboren, nachdem sie drüben in Amerika jahrelang sich ohne jede Hilfe durchgeschlagen, kehrt sie zur Heimat zurück. Die zärtlichen Bitten der Mutter befristigen den alten Groll soweit, daß sie dem Vater, als er aus seiner einsamen Gebirgshütte in das Familienhaus herunter kommt, mit freundlicher Miene entgegentritt. Es schmeichelt ihm, eine so hübsche, im ernststen Lebensgang erprobte Tochter zu besitzen, aber als sie vom Recht der Jugend spricht, von der Toleranz, mit der man drüben die Kinder sich in voller Freiheit entwickeln lasse, ohne ihr Ehrgefühl durch Schläge zu verkrüppeln, da bricht in dem despotischen Alten, der fühlt, daß auf sich die Worte zielen, maßlose Wut aus. Sich beugen, um Verzeihung bitten sollte sie, und nun trogt sie von neuem, lehnt sich gegen Gerechtigkeit und Gehorsam noch in der Erinnerung auf. Er kränkt sie mit dem schimpflichsten Verdacht, nennt sie „die frechste Dirne, die je heimgekommen ist“. Totenblatz stürzt Magna aus dem Zimmer. Man denkt, sie wird, wie sie schon früher wollte, zum nächsten Dampfer eilen. Statt dessen — in ihrer leidenschaftlichen Erregung — klettert sie „die graue Wand“, den gefährlichsten, schon seit Jahrzehnten nicht bestiegenen Grat der Daglandberge, hinauf! Der Anblick dieser furchtbaren Gefahr, in die er selbst sein Kind hineingejagt, löst die Starrheit in dem Alten, wirft ihn zitternd zu Boden. Der Schlusssatz spielt oben in der Bergshütte. Daß Magna gerettet worden, legt sich der Vater als Wunderzeichen aus, durch welches Gott zum Frieden mahne. „Friede, das war's, was Du gewinnen wolltest, mein Kind!“ Ausgelöscht ist aller Jorn. In der versöhnten Stimmung will der Alte nicht länger eigenmächtig die Pläne der Jugend kreuzen. Mag sie versuchen, wie weit die Kraft ihr reicht. Stener soll also bauen! Der Alte vergißt, daß er in seinem Eigensinn das Gut bereits für die drei nächsten Jahre an einen Spekulanten abgetreten. Dieser Herr Ramsel, ein Verber Magnas, ist reine Theaterfigur, man weiß nicht, was er in dem Stücke soll; und vollends peinlich wirkt die Lösung der Affäre in dem Schlusssatz: Stener entreizt gewaltsam dem Manne sein Vertragsdokument und wirft es in den Ofen. Die brutale Wendung, der man die dramatische Verlegenheit so deutlich annimmt, löscht den intimen Eindruck der Familienzene völlig aus.

Die Aufführung war außerordentlich sorgsam vorbereitet. Vortrefflich spielte Klara Rabitow die Magna; sehr hübsch Margarete Big die Mutter und Paula Müller die Berthe. Ein scharf umrissenes Bild gab Sommerstorf als Stener. Für den alten Sonderling hatte Adolph Klein seine bedeutenden Kräfte eingesetzt und Strobl fand sich bemerkenswert geschickt mit der verworrenen Spekulantenrolle ab. —

Conrad Schmidt.

Kleines feuilleton.

— **Japanische Heiratsannoncen.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Die Japaner scheinen nicht bloß in militärischer Beziehung sich westlicher Methoden zu bedienen und europäischen Mustern mit Erfolg nachzueifern, sondern auch aus anderen Gebieten abendländischer Kultur ihr junges modernes Volksleben zu bereichern. Eine Durchsicht der zeitgenössischen japanischen Tages-journale zeigt nämlich unter den Ankündigungen von Industrie-artikeln und Dienstleistungen aller Art gegenwärtig auch schon die bisher auf das Abendland beschränkt gewesene Heiratsannonce. Allerdings trägt die sechsspaltige asiatische Ehehefnacht „durch die Expedition“ (wie es in derartigen Kundgebungen heißt) noch nicht den westlichen Stempel der Geschäftsmäßigkeit, die etwa „behufs lohnender Geschäftserweiterung“ oder „behufs Inkrutiver Etablierung“ irgendwo „hineinheiraten“ will, sondern sie hat sich noch den ganzen frischen Blütenstaub orientalischer Poesie bewahrt. So kündigt beispielsweise ein junges japanisches Mädchen durch ein Inserat an, daß es einem geeigneten Manne fürs Leben anzugehören wünsche: „Ich bin ein sehr hübsches Mädchen,“ heißt es mit echt japanischer Angriffserschwindigkeit gleich im ersten Satze. „Mein Teint besitzt die Frische und Zartheit der Blume. Der Ausdruck meines Antlitzes ist beweglich wie ein Blatt des Weidenbaumes (Silberpappel). Meine braunen Augen gleichen den Siedeln des Mondes. Genug irdischer Güter nenne ich mein eigen, um Hand in Hand mit meinem Gatten durchs Leben zu gleiten, verfernt in die Betrachtung der Blumen bei Tage und des Mondes bei Nacht. Sollte dies Bekenntnis dem Auge eines Mannes begegnen, Augen Sinns, lebenswürdig und von gutem Anstand, so will ich ihm angehören fürs Leben und später mit ihm ruhen in einer Gruft von rotem Marmor.“ Derartig weitreichende, bis zur roten Marmorgruft sich erstreckende Ehelobungen erscheinen tagtäglich in allen erdenklichen Formen in den japanischen Zeitungen und scheinen insofern das Volksgemüt zweckmäßig zu beeinflussen, als im letzten Jahre nicht weniger als 346 000 Verheirathungen in Japan stattgefunden haben. —

ie. Das afrikanische Waldschwein. Die letzten Jahre haben den Beweis geliefert, daß im Innern Afrikas noch manche kleine Tiere von ansehnlicher Größe hausen, die der Wissenschaft bis dahin ganz unbekannt geblieben waren. Das Olapi, diese sonderbare Form der Giraffe, ist das berühmteste Beispiel dieser Tatsache geworden. Man darf annehmen, daß die Zoologen auch jetzt noch nicht am Ende der Ueberraschungen stehen, die ihnen von Afrika her bereitet werden können. Gleichzeitig mit dem Olapi wurde den Reisenden Stanley und später Johnston gerüchweise ein anderes Tier bekannt, das von den Eingeborenen einfach als Waldschwein bezeichnet wurde. Nunmehr hat Meinerzhagen nicht nur genaue Kunde von diesem bis dahin sagenhaften Geschöpf eingebracht, sondern auch leibhaftige Proben davon nach Europa gebracht, die gegenwärtig im Britischen Museum in London der Untersuchung unterliegen. Meinerzhagen hörte zuerst von den Eingeborenen am Berge Kenia über das Waldschwein sprechen und gab sich große Mühe, sich ein Exemplar zu besorgen, erhielt aber zunächst nur einige Hautstücke, aus denen sich nicht erkennen ließ, um was für ein Tier es sich handeln konnte. Schließlich aber erlangte er im Mandi-Wald, in der Nähe des Viktoria-Njanja, in einer Meereshöhe von über 2000 Metern zwei Schädel, von denen einer vollständig erhalten war, außerdem noch mehrere Teile des Felles. Diese Stücke bewiesen nach der vorläufigen Prüfung, die ein Naturforscher des Britischen Museums vorgenommen hat, daß das Tier eine höchst interessante neue Gattung darstellt, die einen Uebergang zwischen dem Warzenschwein (Phacochoerus) und den gewöhnlichen Vertretern der Schweinefamilie, wie unserem Hauschwein und dem Flußschwein, bildet. In der allgemeinen Gestalt des Schädels gleicht es den gewöhnlichen Schweinen, in der Bezahnung dem Warzenschwein. Entweder stellt das afrikanische Waldschwein einen Uebergang zum Warzenschwein dar oder ist geradezu als dessen Vorfahr zu betrachten. Das Tier hat etwa dieselbe Größe wie das Warzenschwein und ist mit langen, groben, schwarzen Haaren bekleidet. Vorläufig hat es den Namen *Hylochoerus meinertzhageni* erhalten.

Zu dem vorläufigen Bericht über das neue Säugetier, der von Dr. Thomas am Britischen Museum veröffentlicht worden ist, hat Harry Johnston noch eine Mitteilung an die Londoner „Nature“ gerichtet, worin er die während seiner Reise in Afrika gesammelten Erfahrungen bezüglich des Waldschweines auseinandersetzt. Stanley hat in keinem seiner Werke das Tier erwähnt, wohl aber im Gespräch mit Johnston und anderen mitgeteilt, daß er von einem eselähnlichen Tier mit großen Ohren (dem späteren Olapi) gehört und auch einmal ein großes, schwarzes Schwein gesehen habe; letzteres habe er für eine seltsame neue Art oder Gattung des Schweines gehalten, das den Teil des Kongowaldes in der Nähe des Semliki-Flusses bewohnte. Johnston selbst hat ähnliches von der Bevölkerung jenes Waldes vernommen. Genauere Berichte sammelte der Afrikareisende Doggett, der zu Anfang dieses Jahres im Kagera-Fluß erkrankt. Die ersten bestimmten Berichte brachte dann ein englischer Beamter des Protektorates Ostafrika, Hopley, der bereits eine Beschreibung des Tieres und eine Zeichnung des Schädels einhandte, die er nach einigen unvollkommen erhaltenen Exemplaren am Kenia angefertigt hatte. Leider gingen diese Urkunden später verloren. Johnston macht auch darauf aufmerksam, daß man, nachdem sich der Schleier über dem Olapi und dem großen Waldschwein

gehoben, noch ein drittes geheimnisvolles Tier im Innern Afrikas zu vermuten hat, über das gleichfalls Stanley, Doggett und Johnston selbst Kunde erhalten haben. Es ist vielleicht eine große Antilope mit kurzen Schraubenhörnern, die äußerlich der Nilgau-Antilope ähneln dürfte. Ein Mitglied der Stanleyschen Expedition brachte ein paar Hörner mit, die der Elen-Antilope zugeschrieben wurden; letztere aber wird von jenem noch nicht von einem Europäer gesehenen Tier seitens der Eingeborenen des Kongo-Waldes wohl unterschieden. —

Theater.

e. s. Freie Volkshühne. „Die Karlschüler.“ Schauspiel in fünf Akten von Heinrich Laube. — Dadurch, daß Laube Schiller in den Mittelpunkt seines Stückes stellte, sicherte er ihm fortwirkende Bedeutung. Nicht die psychologische Begründung des Charakters, den der junge Schiller zeigt, reizt uns hier — viel Psychologie ist hier nicht zu holen, jeder der Aufstrebenden redet, nicht wie es seinem Charakter angemessen ist, so daß sich aus diesem Hin- und Widerspiel des Seelischen, das die Ereignisse beleuchtet, die Entwicklung ergibt, sondern so wie der Autor es braucht — vielmehr die Zeitstimmung ist es, die uns hier interessiert. Diese unsägliche Kleinheit der Verhältnisse, diese Roheit und Brutalität, Gescheide zu entscheiden, dieses läppisch-lächerliche Zugreifen in Angelegenheiten, die feinste Weltkenntnis erfordern. Das sind alles die reinen Kinder, und zwar nicht unschuldsvolle, lachende Kinder, sondern Karikaturen eines kindischen, aufgeblasenen, zügellosen Willens. Ein solcher Hof mit einem so kretinhafsten General Rieger, einem so lächerlich aufgeblasenen Herzog Karl, der nichts kann, als mit Phrasen à la Louis XIV. um sich zu werfen, der seine tyrannischen Gelüste mit Geschick unter einer künstlich angenommenen Maske der Ueberlegenheit verbirgt, dazu die lächerlich-dumme Weibervirtschaft, die hübsch vor dem Herrscher kriecht, um hinter dem Rücken im Intrigenpiel eigene Zwecke durchzusetzen — all das ein Bild einer Vergangenheit, die noch nicht zu weit hinter uns zurückliegt. Verhältnisse, die uns wie ein Kapitel aus der russischen Leibeigenschaft anmuten, z. B. daß der Herzog seinen lukrativen Handel mit Menschenfleisch betreibt, Landesländer aufgreifen läßt, sie an kriegführende Mächte zum Höchstpreise losschlägt, die sie in die Kanonen der Gegner hineinhaken — alles vor einer noch nicht allzulangen Reihe von Menschenaltern — zirlt 150 Jahre sind es her, eine kurze Spanne Zeit — unsere Welt, unsere Kultur. Diese Zeitstimmung ist das, was uns an dem Stück interessiert. Es führt uns direkt noch einmal jene geschilderten Zustände vor Augen, aus denen ein Schiller hervorgehen sollte. Wie anders sind die Verhältnisse, Goethe aufwachsend als Sohn begüterter Eltern in einer großen Handelsstadt, dann der Freund eines Fürsten, der mit der Tat den Zielen zustrebt, die ihm sein überlegener Freund zeigt, und hier die Launen eines großwahnsinnigen Duodezfürsten, der sein Land ansaugt, Menschen verkauft, dem Tode überliefert, um seiner Maitresse Feste veranstalten zu können. Man sollte gar nicht glauben, daß zu ein und derselben Zeit so verschiedene Verhältnisse und Kulturen nebeneinander bestehen konnten. An diese Zeit erinnern wir uns wieder, wenn wir die „Karlschüler“ sehen. Das zeitliche Moment ist das wichtige, nicht das psychologische, nicht das künstlerische.

Laube hat diese Zeit sehr gemildert, die scharfen Gegensätze verwässert. Es fehlte ihm der soziale Blick, der tiefe Sinn für die großen Bewegungen der Geschichte, den Schiller in so hohem Maße besaß. Sein Herzog bekommt einige Züge, die ihn menschlich uns nähern sollen. So versanden die Möglichkeiten zu großen Konflikten im Kleinbürgerlichen. Was geht es uns an, ob diese Franziska von Hohenheim auch edlerer Regungen fähig ist, sie trägt doch den Schmutz, den tausend Menschenopfer, die wie Vieh verkauft wurden, bezahlten, sie feiert doch die Feste, um derentwillen Tausende hungern. Nicht nur, daß Laube die künstlerische Qualität fehlte, es steckt auch ein gut Teil bürgerlichen Stabensinnes in ihm. Um solche Verhältnisse gebührend zu schildern, dazu wäre ein großer Satiriker nötig gewesen, einer, der mit Mut und Hohn allen die Maske abreißt und sie in ihrer ganzen grotesken Verzerrtheit vor uns hinstellt. Der Bogol, der den „Revisor“ schrieb, oder einer jener genialen Russen, die den Sinn für große, geschichtliche Kultur-gesänge haben, eine solche Kraft wäre dazu nötig. Aber hier bei Laube wirkt alles zahm, ledern und Heinbürgerlich. Als zum Schluß der aufgeblasene Dramm, von der weiblichen Gegenpartei überlistet, wieder einmal sich den Luxus einer besseren Regung leistet, und dies mit hoheitsvollen Gebärden kundtut, wollte das einem Teil des Publikums komisch vorkommen und es lachte. Es steckt ein gut Teil gesunder Kritik darin. Dieser Herzog sah einem bürgerlichen Hausstrammen zu ähnlich.

Die Darstellung war im wesentlichen eine gleichmäßige, das Zusammenpiel glückte, da sich niemand befanders hervorwagte. Die Rollen boten keinen Anlaß dazu. Das Risiko, die Interieurs waren gut getroffen, auch die Kostüme präsentierten sich überraschend gut. Der Beifall hob sich instinktiv da, wo tiefere Gegensätze aufflammten und die persönlichen Erörterungen untergingen in der anfliegenden Erkenntnis dieser jammervollen Welt.

Es kommt eben auf die Anlage an. Schiller schreibt die „Räuber“. Bei Laube werden — vielleicht aus der gleichen Gesinnung — die „Karlschüler“ daraus. —

Musik.

„Was aber in Berlin in auffälliger Weise vernachlässigt wird, ist der a-capella-Gesang.“ Diese Klage über unsere Vernachlässigung

des unbegleiteten Chorgesanges stand vor einiger Zeit in einem Fachblatt, und an sie erinnerten wir uns, als am Sonntag, den 23. Oktober, in dem „Gedächtnis-Konzert für Vennø Horwitz mit eigenen Kompositionen“ ein paar solche Gefänge wohl das Beste des Ganzen waren. Wenn vom Ertrag des Konzertes wirklich ein oder das andere Manuskript zur Veröffentlichung kommen sollte, so empfehlen wir die Chöre eher als anderes. Horwitz war ein vielgeachteter Lehrer und Fachschriftsteller, aber nach den neulichen Eindrücken zu urteilen, mehr ein tüchtiger Techniker des musikalischen Satzes älteren Stils als ein Künstler engeren Sinnes.

So weit solche Leistungen von der Meisterschaft der Phantasie nach der einen Seite abweichen, so weit weichen andere, die sich uns bemerkbarer machen, nach der entgegengesetzten Seite ab. Heinrich Reinhardt ist einer der glücklicheren und an Können reicheren, modernen Operettenkomponisten. Sein „Süßes Nadel“ hat dem „Zentral-Theater“ schon einmal das Leben versüßt; und nun hat sein „Generalkonful“, der dort am Sonnabend an die Reihe kam, die neuliche Bitterkeit, die dem Theater widerfahren war, überzudert. Zwar der Text ist im wesentlichen nicht besser als der von manchen Durchfällen. Der Sohn des Wiener Generalkonfuls der Republik San Martine wird nach dieser entsetzt, um Nachfolger seines Vaters zu werden. Er hat aber mit einem Frauchen angebondelt, deren Männchen zufällig der Peter Dingl, Faktotum des Junggesellenklubs, ist. „Ja ja, der Peter, so steht und geht er“ und soll jenem die diplomatische Mission abnehmen, nimmt aber sein Frauchen in einer Verkleidung mit. Die wichtigen Ansichtskarten abzufenden vergißt er jedoch. Folglich reißt ihm der wirkliche Sohn und diejenige der Vater nach. Eine Reihe wienerischer Anmutigkeiten und eine Verhaftung der Verdächtigen füllt die nötige Zeit aus, bis alles nach Wunsch erledigt werden kann.

Die Musik ist stellenweise Musik im guten engeren Sinne des Wortes, manchmal sogar von treffender Parodistik. Nach Dramatik und nach Unabhängigkeit vom Leiergeschmack geizt sie allerdings nicht. Vor den Darstellern wieder Hochachtung, vor dem Gesang Nachsicht! Nennen wollen wir niemanden. Die Direktion ließ auf dem Theaterzettel die Namen der Hauptdarsteller fett und die der übrigen gewöhnlich drucken, wie es sonst leider an Musikschulen Sitte ist. Eine solche Verletzung der berufsgenossenschaftlichen Kollegialität können wir nur mindeftens lebhaft bedauern.

Die reiche Nahrung, die jahrzehntelang Franz v. Suppé (1820—1895) der Operettentunft zugeführt hat, ist noch lange nicht aufgegeben. Seine „Donna Juanita“ von 1880 wurde vorgestern (Sonntag) in unserem jüngsten Liebling, dem „National-Theater“, wiedergebracht. Sie ist mit einigem Recht als komische Oper bezeichnet und erinnert an das, was man bereits wußte; daß nämlich der Komponist noch besseres leisten konnte, als bloß der Theaterunterhaltung dienen. Wie natürlich funktvoll wächst da die musikalische Grazie aus den Situationen heraus, trotz mancher Leiermelodien! In der Rolle des französischen Kadetten, der sich in die von den Engländern besetzte spanische Festung einschleicht, um in Mädchenkleidung das Land zu befreien, hat sich Alma Saccur als Sängerin und Spielerin weit über das hinaus bewährt, was sie uns neulich war. Spielt gab der Abend nicht so viel Gesangskunst, wie sonst im National-Theater entfaltet wird. Dagegen trug Emil Söndermann als Regisseur und als anmutiger Darsteller eines von allen Seiten lächerlich gemachten Alfaben wohl das meiste zu der im ganzen recht gelungenen Vorstellung bei. Dem trefflichen Chor, der überhaupt ein besonderer Glanz dieser Bühne ist, sei noch eigens unsere Achtung gezollt! — sz.

Geographisches.

— Ueber die Marianeninsel Guam, die amerikanische Enklave in dem deutschen Archipel und dessen größtes Eiland, macht, dem „Globe“ zufolge, der amerikanische Marineingenieur L. M. Coy im „Bulletin“ der „American Geogr. Society“ einige Angaben. Danach ist die 530 Quadratkilometer große Insel im südlichen Teil hoch und gebirgig, während den Norden ein umfangreiches Plateau bildet. Die Hügelkette im südlichen Teil ist zwischen 200 und 400 Meter hoch und hat einen steilen, westlichen und einen sanften, östlichen Abfall; am letzteren haben sich übereinander liegende Plateaus gebildet, die von fünf Flußtäälern durchbrochen werden und schließlich unvermittelt zum Meere abfallen, während zwischen dem Westabhang und der Küste sich noch eine Zone welligen Landes ausdehnt, die für Ackerbau oder Baidwirtschaft geeignet ist. Die gebirgigen Gegenden sind gewöhnlich vegetationslos, aber die Flußtäler sind dicht bewaldet und bergen eine Menge wertvoller, harter Hölzer. Das Plateau im Norden ist 100 bis 180 Meter hoch und neigt sich sanft vom Innern gegen die See, wo es in steilen Klippen abbricht. Flüsse gibt es hier nicht, und die wenigen Bewohner sind für die Wasserversorgung ganz auf den Regen angewiesen. Guam zählt etwa 10 000 Einwohner, von denen 6000 in der Stadt Agaña leben. Die letzten Erhebungen zeigen, daß von dem ganzen Areal der Insel nur 3 Proz. unter Kultur stehen. Das wertvollste Erzeugnis ist Kopra, dann folgen Reis, Zucker, Kaffee und Kakaο. Mais und süße Kartoffeln genügen nur für den Hausbedarf, nicht für den Verkauf. Der Koprahandel verdankt seine Bedeutung dem Umstande, daß für die Pflege der Palmen und die Herstellung des Produktes für den Markt nur wenig Arbeitskräfte vorhanden sind. Jeder Acre guten Landes liefert 3 bis 4 Tonnen

Kopra mit einem Nutzen von 10 bis 20 Dollar die Tonne. Die Kopra geht hauptsächlich nach Hamburg, Edinburg, Marseille, Hongkong und Yokohama. Etwa 40 Proz. vom Flächeninhalt Guams sind für die Kultur der Kokospalme geeignet und gleichzeitig auch für die anderen einheimischen Gewächse mit Ausnahme von Reis und Zuderrohr. Nach Coy hat die amerikanische Besitzergreifung zum materiellen Gedeihen der Insel bisher noch nicht beigetragen. Die Löhne haben sich fast vervierfacht, aber die Preise sind auch alle mehr als entsprechend gestiegen. Der Schulunterricht befindet sich in schlechterer Verfassung als unter spanischer Herrschaft; früher hatte jedes Dorf Schulen, heute gibt es nur einige Klassen, in denen spanische Mönche in spanischer Sprache unterrichten. —

Humoristisches.

— Begründete Vorsicht. „Na, Herr Maier, noch immer da? Ich dachte Sie wollten dieser Tage nach Amerika fahren?“

„Ne“, wissen Sie, damit warte ich lieber, bis die russische Ostflotte den atlantischen Ozean verlassen hat.“ —

— Sammelpolitik. A.: „Was versteht man denn unter Sammelpolitik?“

B.: „Die Aussteuer einer medienburgischen Prinzessin.“ —

— Höchste Brüderie. „Warum hast Du denn mit Deinem Bräutigam gebrochen?“

„Weil der taktlose Mensch überall erzählt hat, daß wir uns in der Kuppelhalle der Ausstellung kennen gelernt haben.“ — („Jugend“.)

Notizen.

— Die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ hat mit Nr. 526 vom 29. Oktober zu erscheinen aufgehört. —

c. Journalismus unter schwierigen Umständen. Aus einer Nummer des in dem belagerten Port Arthur erscheinenden „Rovh Kraj“ wird folgende Notiz aus der Rubrik „Vom Tage“ mitgeteilt: „Seit gestern befinden sich die Redaktionsräume und die Druckerei unserer Zeitung innerhalb des Wirkungsbereiches des feindlichen Feuers. Etwa zwölf Granaten explodierten in der Nähe unserer Druckerei; viele Splitter sind in die Wände gedrungen und haben die Fenster zertrümmert.“ Diese Zeilen sind auf Papier gedruckt, das einmal weiß gewesen zu sein scheint, jetzt aber einen undefinierbaren Ton hat. Manchmal ist die Zeitung auf weißem Papier gedruckt, gewöhnlich aber wird rotes, grünes, orangefarbenes oder blaues Papier benutzt. —

— Im Neuen Theater geht am 11. November „Die Morgenröte“, Komödie von Josef Nuederer zum erstenmal in Szene. Agnes Sorna spielt die Rolle der Lola Montez. —

— Björnsons „Dagland“ wurde am Stuttgarter Hoftheater abgelehnt. —

— Wilhelm Holzamers Drama „Andreas Krafft“ wurde von dem Vereinigten Leipziger Schauspielhäusern erworben. —

— Im Wiener Raimund-Theater hatte ein Volksstück von Heinrich Schrottenbach starken Erfolg. —

— Das Märkische Städtebund-Theater ist noch nicht entschlossen. Wie uns die Zeitung aus Stendal mitteilt, mußten nur „wegen der langdauernden und aufsteigenden Kleinbahnfahrten von elf Städten vier pekuniär ohnehin nicht erfolgreiche, aufgegeben werden.“ —

— Felix Weingartner hat nach dem „B. Z.“ dem Generalintendanten mitgeteilt, daß er sich entschlossen habe, seine Tätigkeit als Dirigent der Sinfonie-Konzerte der Königl. Kapelle aufzugeben. —

Büchereinkauf.

— Friedrich Thieme: „Stimmen der Zeit und des Herzens“. Lyrik. Jana. Bernhard Vopelius. Preis 3 M. —

— Julius Belar: „Die Romanze eines blinden Mädchens“. Novellen. Heft 421 von Kürschners Bücherschatz. Berlin, Eisenach, Leipzig. Hermann Hillger. Preis 20 Pf. —

— Karin Michaelis: „Der Sohn“. Roman. Berlin. Albert Köhler. Preis 3,50 M. —

— Friedrich v. Hinderlin: „Henriette von Eng-land“. Roman. Leipzig. C. G. Naumann. —

— René Bazin: „Die Oberle“. Roman. Leipzig. C. G. Naumann. —

— Camille Pert: „Käuflich“. Roman. Leipzig. C. G. Naumann. —

— Oskar Grünfeld: „Oesterreichs Stern“. Drama. Prag. Selbstverlag des Verfassers. Preis 2 Kronen. —

— Hof: „Circe“. Drama. Dresden, Leipzig, Wien. C. Fiersons Verlag. Preis 1,50 M. —

— Björnsons Björnson: „Dagland“. Schauspiel. München. Albert Langen. Preis 3 M. —

— Dr. Edgar Alfred Regener: „Wilhelm v. Scholz“. Essay. Berlin und Leipzig. Magazinverlag (Jaques Hegner). —